

(Nachdruck verboten.)

25]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Karoline hörte ihn an, zuerst erstaunt über diesen gänzlich unerwarteten Roman, denn sie hatte sich gedacht, daß es sich um irgend eine verdächtige Geldgeschichte handle. Bald wurde sie sichtlich weicher gestimmt, gerührt über das traurige Los der Mutter und die Verlassenheit des Kleinen.

„Aber,“ sagte sie, „sind Sie auch der Thatsachen sicher, die Sie mir erzählen? Es bedarf bei solchen Geschichten starker, unumstößlicher Beweise.“

Busch lächelte.

„O, Madame, es ist ein in die Augen springender Beweis da, die außerordentliche Ähnlichkeit des Knaben. Dann sind die einzelnen Daten vorhanden, alles stimmt und erhärtet die Thatsache bis zur Augenscheinlichkeit.“

Sie sah bebend da; er blickte sie lauernd an und fuhr nach einer Pause fort:

„Sie werden jetzt begreifen, Madame, wie peinlich es mir schien, mich unmittelbar an Herrn Saccard zu wenden. Ich bin zwar dabei ganz unbeteiligt und komme nur im Namen von Frau Méchain, jener Cousine, die ein bloßer Zufall auf die Spur des lange gesuchten Vaters gebracht hat; denn wie ich bereits die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, die zwölf Wechsel zu fünfzig Franc, die der unglücklichen Rosalie übergeben wurden, waren „Sicardot“ unterzeichnet, ein Umstand, über den ich mir kein Urteil erlauben will, und der am Ende in diesem grauenhaften Pariser Treiben zu entschuldigen ist. Aber Herr Saccard hätte die Art meiner Einmischung mißdeuten können, nicht wahr? . . . Und da ist mir der glückliche Einfall gekommen, zuerst mit Ihnen zu sprechen, Madame, um Ihnen den einzuschlagenden Weg vollständig anheimzugeben, da ich weiß, wie sehr Sie sich für Herrn Saccard interessieren . . . So! Jetzt haben Sie unser Geheimnis; meinen Sie nun, ich solle auf ihn warten und ihm heute schon alles sagen?“

Frau Karolinens Aufregung wuchs.

„Nein, nein, später!“

Sie selbst aber konnte angesichts dieser sonderbaren Enthüllungen zu keinem Entschluß kommen. Busch fuhr fort, sie forschend anzuschauen; er war befriedigt von dieser Regung eines ungewöhnlichen Tartgefühl, welches diese Frau vollständig in seine Hand gab; er baute seinen Plan vollends auf und war nunmehr gewiß, von ihr mehr zu erzielen, als Saccard je gegeben hätte.

„Aber,“ murmelte er, „man müßte jetzt zu einem Entschluß kommen!“

„Wohlan! Ich will hingehen . . . Ja, ich will nach jener Cité, ich will diese Frau Méchain und den Knaben sehen . . . Es ist besser, viel besser, daß ich mich zuerst vom Thatsstande überzeuge.“

Sie hatte dies laut gedacht. Der Entschluß keimte in ihr auf, eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ehe sie dem Vater etwas sagte. Später, wenn sie sich überzeugt hatte, wäre es immer noch Zeit, ihm alles zu sagen. War sie nicht dazu da, über sein Haus und seine Ruhe zu wachen?

„Leider ist die Sache eilig,“ versetzte Busch, um sie allmählich so weit zu bringen, wie er wollte. Der arme Junge leidet Not, er ist in grauenhafter Umgebung.“

Sie hatte sich erhoben.

„Ich setze nur einen Hut auf und gehe sofort hin.“

Jetzt mußte auch er sich vom Stuhle erheben.

„Ich erwähne nichts von der kleinen Rechnung, die zu berichtigen sein wird,“ warf er nachlässig hin. „Das Kind hat natürlich Geld gekostet, dann sind auch Darlehen da aus den Lebzeiten der Mutter . . . O, ich weiß nicht den genauen Betrag. Ich habe nichts übernehmen wollen. Sämtliche Papiere sind dort.“

„Gut, ich werde nachsehen.“

Jetzt schien über ihn selbst eine weiche Stimmung zu kommen.

„O, Madame, wenn Sie all die sonderbaren Dinge wüßten, die ich im Geschäft zu sehen bekomme! So könnte ich Ihnen ein Beispiel anführen. Ihre unglücklichen Nachbarinnen, die Damen Beauvilliers . . .“

Mit einer raschen Bewegung war er an eines der drei Fenster getreten und bohrte seine glühenden, gierigen Blicke in den Nachbargarten. Jedenfalls sann er seit seinem Eintritt ins Zimmer über diesen Augenblick der Ausspionierung nach; denn er liebte es, seine Schlachtfelder vorher zu kennen. In der Angelegenheit mit dem Schuldschein über zehntausend Franken, den der Graf der Léonie Cron einst ausgestellt, hatte Busch richtig geraten; die aus Vendôme eingetroffenen Erkundigungen besagten das geahnte Abenteuer. Das verführte Mädchen war beim Tode des Grafen mit ihrem nutzlosen Papierfetzen aller Mittel entblößt geblieben; von dem heißen Wunsche geplagt, nach Paris zu kommen, hatte sie schließlich das Papier dem Bucherer Charpier für vielleicht fünfzig Franken als Faustpfand gelassen. Obgleich er die Beauvilliers sofort ausspioniert gemacht hatte, ließ er seit sechs Monaten durch die Méchain ganz Paris durchforschen, ohne der Léonie habhaft zu werden. Diese war zuerst bei einem Gerichtsvollzieher Mädchen für alles geworden; ihre Spur verfolgte er in drei Dienststellen, dann verschwand sie, und seitdem hatte er alle Gassen der Hauptstadt vergeblich durchsuchen lassen. Dies erbitterte ihn um so mehr, als er gegen die Gräfin nichts unternehmen durfte, so lange er nicht das Mädchen als lebendige Drohung eines Skandals da hatte. Nichtsdestoweniger behielt er die Sache im Auge und freute sich, als er hier am Fenster stand, den Garten des Hotels kennen zu lernen, von dem er bisher nur die Fassade nach der Straße hinaus gesehen hatte.

„Sollten diese Damen ebenfalls von einer Widerwärtigkeit bedroht sein?“ fragte Frau Karoline mit ängstlichem Gefühl.

Busch spielte den Unschuldigen.

„Nein, ich glaube nicht . . . Ich meinte bloß die traurige Lage, in welche der unwürdige Lebenswandel des Grafen sie gestürzt hat . . . Ich habe Freunde in Vendôme, ich kenne ihre Geschichte.“

Wie er sich endlich vom Fenster losriß, überkam ihn in seiner erheuchelten Nüchternheit ein plötzliches und merkwürdiges Mitempfinden.

„Zimmerhin, wenn es bloß Geldwunden sind! Aber, wenn der Tod in ein Haus einzieht!“

Diesmal neigten wirkliche Thränen seine Augen. Er dachte gerade an seinen Bruder, er ersticke fast. Sie glaubte, der Mann habe kürzlich einen Angehörigen verloren, und wollte aus Tartgefühl ihn nicht weiter fragen. Bis daher hatte sie bei dem Widerwillen, den ihr der Mensch einflößte, über seine schmutzigen Geschäfte sich keiner Täuschung hingeeben; diese unerwarteten Thränen wirkten aber entscheidender als die gewandteste Taktik und bestärkten sie in dem Wunsche, sofort nach der Cité de Naples aufzubrechen.

„Madame, ich verlasse mich also auf Sie.“

„Ich breche sogleich auf.“

Eine Stunde später irrte Frau Karoline, die einen Wagen genommen hatte, hinter der Butte Montmartre umher, ohne die Cité finden zu können; schließlich wurde dieselbe in einer der menschenleeren Straßen, die in die Rue Marcadet münden, von einer alten Frau dem Kutscher gezeigt. Der Eingang war wie ein Feldweg, der grundlos, mit Kot und Abfällen versperrt, sich inmitten eines öden Geländes verlor; erst nach einer aufmerksamen Umschau gewahrte man die elenden Gebäulichkeiten, die aus Lehm, alten Brettern und altem Zink errichtet und Schutthaufen ähnlich rings um den inneren Hof aufgestellt waren. Nach der Straße hin schien ein einstöckiges Haus, aus Steinen gebaut, aber von widerlicher Bauartigkeit und Unreinlichkeit, den Eingang wie eine Gefängniswache zu verteidigen. In der That hauste hier Frau Méchain als wachsame Hausherrin; sie stand immerfort auf der Lauer und heutete persönlich ihr kleines Volk von ausgehungerten Mietern aus.

Sobald Frau Karoline ausstieg, erschien auf der Schwelle die Méchain, ungeheuer dick, Brust und Leib in ein altes Kleid aus blauer Seide gegossen, welches an den Falten zerfchliffen und an den Nähten geplagt war, ihre Wangen so aufgeschwemmt und so gerötet, daß ihr fast unsichtbares Räschen wie zwischen zwei Kohlenfeuern zu braten saßen. Frau Karoline zögerte, von Unbehagen erfaßt; da wurde sie durch die sehr sanfte Stimme beruhigt, welche an eine lieblich grelle Schalmel erinnerte.

„Ah, Madame, Herr Busch hat Sie geschickt? Sie kommen

wegen des kleinen Viktor? ... Treten Sie, bitte, ein. Ja, hier ist allerdings die Cité de Naples; die Straße ist noch nicht eingereicht, wir haben noch keine Hausnummern ... Treten Sie ein, wir müssen zuerst alles besprechen. Du lieber Gott! Es ist eine so verdrießliche, so traurige Geschichte ..."

Frau Karoline mußte auf einem durchlöcherigen Strohhuhle Platz nehmen, in einem schwärzlich schmierigen Wohnzimmer, dessen rotglühender Ofen eine erstickende Hitze und einen erstickenden Dunst unterhielt. Dann that die Méchain wichtig mit dem glücklichen Zufall, daß die Besucherin sie zu Hause antraf; sie habe nämlich in Paris sehr viel zu thun und komme selten vor sechs Uhr wieder heim. Frau Karoline mußte ihr ins Wort fallen.

"Verzeihen Sie, Madame! ich komme wegen jenes unglücklichen Knaben!"

"Ganz recht, Madame! Ich will Ihnen denselben zeigen ... Sie wissen, seine Mutter war meine Base. O, ich kann sagen, daß ich meine Pflicht gethan habe ... Hier sind die Papiere, hier die Rechnungen!"

Aus einem Speiseschrank zog sie ein wohlgeordnetes Attenbindel heraus, welches wie bei einem Rechtsagenten mit einer blauen Decke versehen war. Und sie ward nicht mehr müde, von der armen Rosalie zu erzählen.

"Wie Sie sehen, Madame, habe ich ihr alles vierzig Sous- und hundert Sousweise geliehen. Das Datum steht immer dabei. Am zwanzigsten Juni vierzig Sous, am dritten Juli hundert Sous. Und, schauen Sie, damals muß sie krank gewesen sein, denn jetzt kommt eine unabsehbare Reihe zu hundert Sous ... Dann mußte ich Viktor kleiden. Ich habe ein "B" vor alle Ausgaben gesetzt, die ich für den Knaben hatte ... Gar nicht davon zu reden, daß er nach dem Tode Rosaliens mir völlig zur Last gefallen ist. Dann habe ich, sehen Sie, fünfzig Frank monatlich angelegt. Das ist sehr mäßig. Der Vater ist reich, er kann schon für seinen Knaben fünfzig Frank monatlich ausgeben ... Kurz und gut, die Geschichte macht fünftausendvierhundertunddrei Frank; zählen wir die sechshundert Frank der Wechsel dazu, so erhalten wir die Gesamtsumme von sechstausend Frank ... Ja, alles in allem sechstausend Frank. Hier!"

Trotz ihres beklemmenden Ekels wagte Frau Karoline einen Einwand.

"Die Wechsel gehören aber nicht Ihnen, sie sind Eigentum des Knaben."

"O, verzeihen Sie!" versetzte die Méchain beißend, "ich habe Geld darauf vorgestreckt. Um Rosalie gefällig zu sein, habe ich die Wechsel diskontiert. Auf der Rückseite sehen Sie mein Indossement ... Es ist überhaupt schön von mir, daß ich keine Zinsen beanspruche ... Man wird sich besinnen, meine gute Dame, ehe man eine arme Frau wie ich um einen Sou bringt."

Auf eine abtörende Bewegung der guten Dame hin, welche die Rechnung gut hieß, beruhigte sich die Méchain. Sie nahm ihre dünne Füstelstimme wieder an und sprach:

"Jetzt will ich Viktor rufen lassen."

Bergeblisch schickte sie aber Schlag auf Schlag drei in der Nähe herumlungernde Rangen hin, die sich auf der Schwelle aufspalteten und mit heftigen Winken Viktor herausriefen. Bald stand es fest, daß sich dieser nicht stören lassen wollte.

Nummehr setzte sich die Méchain in Bewegung und verschwand, wie um ihn am Ohr herbeizuholen. Bald kam sie allein zurück; sie hatte sich anders besonnen.

"Wenn Madame gefälligst mitgehen wollten!"

Im Weitergehen erzählte sie Näheres über die Cité de Naples, die ihr Mann von einem Onkel übernommen hatte. Ihr Mann mußte wohl tot sein, niemand hatte ihn gekannt, und sie sprach nur von ihm, wenn es galt, die Herkunft ihres Anwesens zu erklären. Es sei ein böses Geschäft, welches sie nach unter den Boden bringen würde, sagte sie: denn es kämen dabei mehr Sorgen als Gewinn heraus, besonders seitdem sie den Placereien des Polizei-Amtes ausgesetzt sei und dieses ihr Bau-Inspektoren auf den Hals schickte, welche Reparaturen und Verbesserungen forderten, unter dem Vorwande, daß bei ihr die Leute wie Mücken wegstarben. Sie weigerte sich aber energisch, auch nur einen Sou auszugeben. Wollte man nicht bald Warmortamine mit Pfeilerpiegeln in Zimmern verlangen, die sie zu zwei Frank wöchentlich vermietete? Was sie aber verschwieg, war die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihre Mietgelder entrieb und die Familien auf die Straße warf, sobald sie ihre zwei Frank nicht vorausbezahlt bekam; sie besorgte ihre Polizei selbst und war so gefürchtet, daß kein obdachloser Bettler gewagt hätte, ohne Bezahlung auch nur an einer ihrer Mauern zu schlafen.

Bekommenen Herzens blickte Frau Karoline über den Hofraum hinweg, ein verheertes, von Sumpflöchern durch-

wühltes Gelände, welches der aufgehäufte Urak zu einer wahren Kloake gemacht hatte.

"Ich erzählte Ihnen also, Madame," begann die Méchain wieder, "daß Viktor nicht die allerbesten Vorbilder vor Augen gehabt hat und daß es Zeit wäre, an seine Erziehung zu denken, indem er jetzt sein zwölftes Jahr vollendet ... Damit er ein wenig zu arbeiten hat, habe ich ihn zu Mutter Eulalia gethan, einer Gemüsehändlerin von Montmartre. Er begleitet sie zur Markthalle und trägt einen ihrer Körbe ... Aber da sind wir schon, Madame, wollen Sie nur eintreten."

Unwillkürlich trat Frau Karoline schein zurück. Am Ende des Hofes stand eine der stinkendsten Höhlen, eine in den Boden hineingedrückte Hütte, einem von Brettern gestützten Schutthaufen ähnlich. Kein Fenster war vorhanden. Die Thüre, eine mit Zinkblech belegte ehemalige Glashüre, mußte offen bleiben, um Licht einzulassen, so daß die Kälte grimmig eindrang. In einem Winkel gewahrte sie einen Strohsack, der einfach auf den Lehmboden gelegt war. Sonst war kein Stück Hausrat unter dem wirren Durcheinander geborstener Fässer, zerrißenen Flechtwerks und halbverfallener Körbe, die als Stühle und Tische dienen mußten, zu erkennen. Die Wände schwitzten eine schmierige Feuchtigkeit aus.

"Mutter Eulalia!" rief die Méchain, "eine Dame ist da, die Viktor wohl will ... Was ist denn mit dem Schlingel los, daß er nicht kommt, wenn er gerufen wird?"

"Ach!" jammerte das Weib, "die Dame möge hereinkommen, wenn es unser Wohl ist, denn so kann's, bei Gott, unmöglich weiter gehen! ... Denken Sie nur, Madame, seit vierzehn Tagen kam ich nicht mehr aufstehen! ... Natürlich kein Sou mehr im Haus ... Unmöglich, meinen Handel weiter zu treiben. Ich hatte zwei Kunden, die hat Viktor verkaufen müssen, und ich glaube wohl, wir wären heute abend verhungert."

Dann mit erhobener Stimme: "Das ist aber gar zu dumm! Komm' doch hervor, Kleiner! ... Die Dame will Dir nichts zu leide thun."

Und Frau Karoline erschauerte, als sie aus einem Gemüselorb ein Bündel hervortauchen sah, welches sie für einen Haufen Lumpen gehalten hatte. Viktor war es, mit den Trümmern einer Hofe und eines Leimentittels bekleidet. Als er im vollen Lichte der Thüre stand, blieb sie erstarbt und betroffen über seine auffallende Ähnlichkeit mit Saccard. Alle ihre Zweifel schwanden, die Vaterschaft war nicht zu leugnen.

"Ich will nicht geplagt sein, um in die Schule zu müssen!" rief der Junge.

"Gast Du denn so große Angst vor der Schule, mein kleiner Freund?" sprach endlich Frau Karoline. "Du wärest aber dort besser aufgehoben als hier ... Wo schläfst Du?"

Mit der Hand wies er auf den Strohsack.

"Dort neben ihr."

Ungerlich über seine freimütige Antwort, rüdete Mutter Eulalia hin und her und suchte eine Rechtfertigung.

"Ich hatte ihm sein Bett auf einer kleinen Matratze gemacht, die haben wir aber verkaufen müssen ... Man schläft, wie man kann, nicht wahr? wenn alles fort ist ..."

Frau Karoline zuckte zusammen. O, über das alles vernichtende und alles verrottende Elend!

Sie legte zwanzig Frank hin und flüchtete sich zur Hausherrin, um zu einem Entschluß und zu einer Vereinbarung mit ihr zu gelangen. Ein Gedanke keimte angeichts dieser Verwahrlosung in ihr auf, der Gedanke an das "Heim der Arbeit". War es nicht eben für solche verkommenen Wesen geschaffen worden, dieses Heim, für die elenden Kinder der Pariser Gasse, die man durch gesundheitsmäßiges Leben und durch Erlernung eines Handwerks wieder emporzubringen suchte?

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

tp. Der erste Sonnabend. Auf dem First des Vorderhauses lag der letzte Glanz der niedergehenden Frühlingssonne. Alle Fenster waren geöffnet; Stimmen, Geschirrgelapper, Nähmaschinengeräusch mischten sich mit dem Lärm der auf dem Hofe spielenden Kinder.

Im dritten Stock des Seitenschlages, nahe am offenen Küchenfenster, sah Frau Menzle und nähte Blusen: helle, farbige Blusen, wie die jungen Mädchen sie im Sommer tragen. Billiges Zeug, das für ein paar Groschen in den großen Geschäften verschleudert wird.

Zuweilen richtete die Arbeitende den sämerzenden Rücken auf, um die hereindringende warme Luft in tiefem Zuge einzuatmen. Wie wohl das that nach dem Eingesperrtsein, der monatelangen Raufheit des Winters, die schwer auf den Lungen gelegen hatte.

Kam war die Luft fast schweiß geworden zwischen diesen engen, hohen Hofmauern; die Mattigkeit schlich durch alle Glieder und lähmte beinahe die Hände, welche so überflüssig in den letzten Monaten geschafft hatten. Des Morgens bereits bei der Lampe, schmürte die Maschine, und spät am Abend noch, wenn die Kinder schon schliefen und der Mann in finstern Nachdenken am Ofen saß — ihr Franz, der ein so lustiger Geselle war, wenn er Arbeit und Verdienst hatte. Als der Frost gekommen war und die Bauhtätigkeit eingestellt werden mußte, war auch Franzens Humor eingefroren.

Frau Menzle schüttelte sich, wenn sie an diese eben vergangene Zeit dachte. Kein fröhliches Schaffen war's gewesen hier an der Nähmaschine, sondern ein bitterer, freudloser Kampf, ein Kampf, in dem sie schließlich wohl alle unterlegen wären, wenn nicht endlich der Frühling dort oben über's Dach geblüht und auch ihren Mann wieder zum Schaffen geladen hätte . . . zum Schaffen da draußen in Licht und Sonnenglanz, wo Haus an Haus unter fleißigen Händen emporstieg. . .

In der Flurthür krommelte es. Harte Knöchel gaben den Hauptton, zartere die Begleitung. Dazu summte und sang's.

Frau Menzle horchte auf. Ein Lächeln glitt über das müde, sorgengeführte Gesicht. Das war die Melodie des Sonnabends da draußen an der Thür, eine Melodie, wie sie seit langen Monaten zum erstenmal ertönte. Vom vorigen Sommer her kannte sie dieses fröhliche Zeichen.

Frau Menzle öffnete. Da marschierten sie herein. Willi, der Vierjährige, voran. In der kleinen Faust schwang er die schon arg zusammengeschmolzene Zuckerbrotz wie einen Taktstock. Dabei sang er. Nieze, die Siebenjährige, hielt in jeder Hand eine Apfelsine. Und der elf Jahre alte Paul taktierte lebhaft mit einem länglichen Palet, aus dem ein Wurstspieß hervorsah, während Menzle, der Vater, zwei Vierkläscher in seinen Händen tanzen ließ. Dazu stieß er selbst eine Trompetentöne zwischen den Lippen hervor.

Terättättä — terättättä — terättättä! — In die Küche ging's. „Halt!“ Die Kapelle verstummte bis auf den kleinen Willi, der so schön im Zuge war und deshalb stets wieder von vorn anfang: „Vatter! Singen! Terättättä!“

„Abend, Mutter!“ Menzle lächelte sie. „Kann!“ Er erkaunte, führte seine Frau zum Fenster und sah verwundert in das seltsam bewegte Gesicht: „Was haste denn, Mutter? Warum weenste denn?“

„Ach, es is man bloß, Franz“ . . . sie lächelte und weinte in einem . . . es is man bloß, daß Du nu wieder lustig bist.“

Er lächelte fröhlich auf. Dann klopfte er ihr begütigend den Rücken: „Laß man jut sind, Mutter. Laß man jut sind.“ Sein Blick fiel auf die Näharbeit der Frau, und sein Gesicht verfinsterte sich. „Den Plunder da läßt De nu vorläufig beiseite! Und denn: jeden Tag Du und die Kinder raus in de Frühlingsluft. Der Ihr Euch wieder erholt. Sollst mal seh'n, da wirst Du ooch wieder vernügt.“ Sein Fuß stieß zornig einige herabgefallene Luchreste zur Seite.

„Der Teufel soll so 'ne Satansarbeit holen! Die frißt ja den Menschen rein uff!“ —

Theater.

Berliner Theater. Sonntags-Matinee der Lesing-Gesellschaft. „Die Bruderschaft“. Burleske in 4 Aufzügen von Giordano Bruno. — Giordano Bruno widmete sich neben seinen ersten Studien schon frühzeitig poetischen und insbesondere auch dramatischen Versuchen, von denen aber nur eine, anscheinend während seines Pariser Aufenthaltes geschriebene Komödie in französischer Uebersetzung auf uns gekommen ist. Das italienische Original erschien im Jahre 1582 unter dem Titel: „Der Lichtzieher von Bruno aus Nola, dem Akademiker keiner Akademie“ und wurde mit den übrigen Schriften Brunos von der Inquisition unterdrückt. Diese Komödie ist wohl niemals aufgeführt worden und verdient auch nur wegen der sonstigen Bedeutung ihres Verfassers in der geschichtlichen Entwicklung des Dramas genannt zu werden. Das war die ganze Weisheit, die ich, durch die Anündigung der Giordano Bruno-Vorstellung aufgeschreckt, mir noch im letzten Augenblick aus irgend einer „Geschichte des neuen Dramas“ anzueignen vermochte. Durch die Aufführung hat sie keinen Zuwachs erhalten. Um zu beweisen, daß einer ein Zerbrecher alter Tafeln, ein kühner Revolutionär des Denkens, ein Werkzeug der freien Forschung sein und doch recht hölzerne Komödien schreiben kann, dazu bedurfte es wirklich nicht erst eines besonderen Anschauungsunterrichts im Theater. Immerhin, man hätte das Experiment begreifen können, wenn — mochte das Ganze noch so verfehlt sein — hier und dort in einer Wendung des Lustspiels ein Funken Bruno'scher Genialität aufgeblüht wäre, etwas, das eine Ahnung von des Mannes Art giebt. Wie wundervoll in seiner Bildlichkeit ist jenes oft citierte Argument, mit dem er seine Uebersetzung von der grenzenlosen Ausdehnung des Weltalls den Segnern veranschaulichen will: „Glauben, daß nicht mehr Planeten seien als wir bisher kennen, dürfte nicht viel vernünftiger sein als wenn jemand meinte, es flögen nicht mehr Vögel durch die Luft, als er eben, aus seinem kleinen Fenster heraussehend, hat vorüber fliegen sehen.“ Ein Wort von solcher Phantasie, ein Epigramm von dieser Schlagkraft in dem Stück hätten als Wegzehrung über lange Alte hinweg geholfen. Doch man wartet vergebens. Die Sprache ist, ausgenommen einige in ihrem derben Chynismus originellen Einfälle des Prologs, so nüchtern primitiv wie

Figuren und Handlung. Vielleicht, daß Lindaus Aufführung des „Mr-Gamlet“ in der vorigen Saison zu dem Versuch den Anstoß gegeben hat, daß man ohne Illusionen über die Bedeutung des Schwantes, den Namen des Nolaners nur als Aushängeschild benutzend, allein durch das Kuriose einer fremden, längst verschollenen Stilart wirken wollte. Es mag ja Brunos Burleske das ältere italienische Komödiengenre ganz charakteristisch präzisieren. Aber einmal ist das Theater für antiquarische Studien wirklich nicht der Platz, und dann fällt hier, was in dem Gamlet das eigentlich Pitante war, natürlich fort: Die Nachahmung einer unmittelbar in ihrer perückenmäßigen Pedanterie höchst drolligen Spielmanier.

Das Mutterste sind, bevor der Vorhang aufgeht, die beiden Prologe: erst ein betrunken redseliger Schauspieler, der u. a. auch erzählt, er habe so lange fasten müssen, bis seine Natur nichts andres als lauter Geist mehr von sich geben konnte, dann einer, der mit behenden Sprüngen im Pierrotkostüm — ein lebendiger Theaterzettel — Namen und Charakter der Personen, so man sehen wird, verkündet. Die Scene stellt einen Platz in Neapel dar, rechts das Haus des alten Sünders Donisacio, dem der Sinn nach der schönen, für Geld sehr gern gefälligen Vittoria steht; links des Pollulas, der — ausgleichende poetische Gerechtigkeit! — keinen andren Wunsch hat, als Donisacio wiederum mit dessen hübschen jungen Frau zu betrügen. Die Moral bleibt bis zum Schluß einigermassen mangelhaft. Donisacio liebt seine Dulanten nicht weniger als die schöne Dame; auf billige Art durch ein Zaubermittel möchte er zu ihrer Gunst gelangen. Ein spitzbüßischer Alchimist und Freund Vittorias prellt ihn verdiebtermaßen. Carubina, Donisacios Frau, inzwischen eingeweiht, ist mit vom Spiele. Ein paar Spießgesellen, als Polizeiwache verkleidet, schleppen, während Pollula mit Carubina die günstige Gelegenheit benützt, den Uebeltäter fort. Das Rämliche geschieht einem vom Alchimisten betrogenen Naturforscher und Apotheker, wie auch einem hochgefahrenen Magister, dem man zuvor sein Geld und seinen Rock gestohlen hat. Der Schlußeffekt ist, daß die Strolche diesen Armen überlegen und — die Schadenfreude, auf welche die Komödie heute wie damals spekuliert, war in den alten Zeiten recht barbarisch — entsehrlich prügeln; worauf, sobald die Plagegeister verschwunden, Manfurio, ängstlich seine Hörsen zusammenhaltend, erseht, daß er auf einer Wüste steht, und die Zuschauer, die nur das Vergnügen seiner Prügel zu losen bekamen, während ihm die Schläge ehrlich weh gethan, um tüchtiges Händellatschen bitten.

Die Regie hatte offenbar sehr fleißig gearbeitet, am Spiele lag es nicht, wenn der Beifall so dünn und dürftig klang. — dt.

Musik.

Jhdllisches in moderner Musik. Die Entschiedenheit, mit der sich die moderne Kunst auf beinahe sämtlichen Gebieten in Gegensatz zu früheren Geschmackseigentümlichkeiten gestellt hat, zeigt sich auch in ihrem Widerstand gegen das gezeirte Schäferliche des Molotogeschmacks und gegen das Lamentable der Wiedermeierei. Mit der Erschließung rauherer Stoffgebiete ist zugleich in die Formensprache der Künste ein härterer Ton eingezogen; und wer da nicht mitfolgt, lagert über Unbehaglichkeit in Theater und Roman, in Ausstellung und Konzertsaal. Daß da viel nach der entgegengesetzten Seite gesündigt wird; daß der künstlerische Bedarf nach Ergänzung der interessanten Konstruktion und Charakteristik durch Formensönheit nicht immer befriedigt wird; daß unsre Komponisten, zumal des Liedes und der Oper, in dem Eigenleben ihrer Tonfolgen meistens nicht ebenso weit gekommen sind, wie in den sonstigen Richtungen ihrer Arbeit: das ist leicht zu erkennen. Sie sehen und hören ihre Welt in scharfen Linien, in markanten Umrisssen, in viel Schatten, und muten auch ihrem Hörer Gleiches zu. Mit harter, aber eindringlich darstellender Zeichnung geben Lieder von Bruno Walter, dem früheren Berliner und jetzigen Wiener Hofkapellmeister, ihre Tergle wieder, das Einzelne daran noch mehr als das Gesante. Allerdings wird die Vorliebe für das Schmachten in Wirklichkeit und Kunst, namentlich beim weiblichen Geschlecht, kaum jemals austreiben und taucht mitten im Modernsten immer wieder wie ein Kobold auf. Das Beispiel, das Vokal-kompositionen von Weingartner dafür bieten, haben wir ja schon öfter gekennzeichnet. Kompositionen von Frauen müssen daraufhin natürlich ganz besonders mild betrachtet werden. Eine eben erschiene kleine Liedkomposition einer jungen Berliner Komponistin bezeugt es wieder: „Es war einmal“, von Elise Streit, op. 7. Die Musik folgt mit Recht mehr der Gedankenmetrik als der Versmetrik des Textes und versteht sich auf moderne Harmonik; daß sie nicht etwa einer Virtuosität in dieser die Klarheit und Anschaulichkeit des Gesanges selber opfert, daß sie nicht — um an Max Keger zu erinnern — regert, daran thut sie gut; daß sie keine neuen Wege weist — wer kann das überall verlangen? Nur das darf man wünschen, daß, wenn schon einmal Seceßion und musikalische Reformtracht gemacht werden, dann auch die Tradition der Schmädtlieder gründlich aufgegeben werde. Möglich, daß jenes gefällige Lied weit beliebt wird; das ist ihm zu gönnen; und „Die Blume, die an Badens Rand“ von Anno dazumal sowie „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden“ aus einer jüngeren Vergangenheit leben dann in einem neuen Sprossen fort.

In andrer Weise spielt Jhdllisches weiteren Sinnes für die heutige Musik eine Rolle: durch das Benützen von Volksliedern und Volkstänzen oder wenigstens von Stimmungen solcher Art. Daran erinnert uns neulich im 7. Vortragsabend des „Berliner

Konkünstler-Vereins eine Suite für Klavier und Violine von H. Gottlieb-Noren, ein entschieden beachtenswertes Werk von reichhaltiger Rhythmi, freilich auch wieder von geringerer Erfindungskraft im Thematischen. Ein Satz „Dumka“ (russisches Volkslied) und ein Satz „Kolo“ (slavischer Tanz) waren wohl die markantesten Teile des Ganzen. Hinter dieser Leistung blieben eine gut, aber etwas äußerlich gemachte Klaviersuite von Karl Krill, interessant durch moderne Behandlung alter Tanzformen, und noch mehr drei Gesänge für Bariton und Orchester von Konrad Heubner, mit denen wir wieder bei der biederen Gesinnung angelangt wären, zurück.

In abermals andrem, weniger symbolischem Sinne kann man von Idyllischem in unsrer Musik sprechen, wenn man in manches private und öffentliche Um und Auf der Musik hineinblickt. Den noch immer zahlreichen Künstlerkonzerten mischen sich in dieser Jahreszeit mancherlei Schülerkonzerte bei. Sie sind natürlich kein Gegenstand unsres Recenzierens. Nur den einen Eindruck dürfen wir hier doch wohl als Bademelum für die Veranstalter von solchen Konzerten und von den ihnen zu Grunde liegenden Unterrichtsleistungen aussprechen: daß hier sowohl eine Tendenz besteht, die Schüler über ihr Können und Können hinaus zu belasten, wie auch die andre Tendenz, ihnen Geschicklichkeiten vorzuenthalten, zu denen sie ganz wohl fähig wären — ich meine die Kunst eines gliedernden Vortrags. Im Herbst dieses Jahres wird zu Berlin ein internationaler Musik-Kongreß stattfinden, für den auch eine musikpädagogische Abteilung beabsichtigt ist; vielleicht gedenkt man auch dabei solcher Fragen. Im übrigen wird diese Veranstaltung anscheinend nichts weniger als idyllisch werden, und noch mehr fürchten wir dies von der für dieselbe Zeit geplanten Wagner-Denkmalsfeier. Selten ist für etwas ein größerer Aufwand von „Sums“ gemacht worden, als dafür schon jetzt, und zwar seit langem, gemacht wird. Wir können uns da auf Dinge gefaßt halten, die unsre Stadt wohl noch mehr diskreditieren werden, als sie in solcher Art ohnehin schon diskreditiert ist.

In bestem Sinne des Wortes idyllisch konnte man sich fühlen bei der Erstaufführung von Leo Blechs einaktiger „Dorf-Idylle“. Das war ich! im königlichen Opernhaus (Sonnenabend). Natürlich war das nur eine Berliner Aufführung. Die dem Opern zu Grunde liegende Geschichte ist trotz ihrer Harmlosigkeit insofern erfreulich, als sie wirkliche Armut besitzt. Ein Pächter schwärmt mit Möschchen, der Base, die aber den Knecht Peter liebt, giebt mit ihr Blumen, fährt sie auf der Karre usw. Das sieht die böse Nachbarin. Der Pächter beugt aber einem Verate dadurch vor, daß er es nun mit seiner eignen Frau ebenso macht und später Möschchen veranlaßt, eine dritte solche Scene mit ihrem Peter zu spielen. Wie nun die Nachbarin der Frau und dem Peter berichtet, daß Möschchen es mit dem Unrechten gehalten, wird sie von jenen zurechtgewiesen mit der Erklärung: „Das war ich!“ und wird schließlich hinausgeführt. Die Pächterin merkt aber doch etwas und drängt ihren Mann, die jungen Leute rasch zusammenzuführen.

Die Musik Leo Blechs zu dieser Umbildung eines Spielstückes von Joh. Gutt durch Richard Vatka ist nun, kurz gesagt, eine durchaus feine Arbeit. Vor allem spart sie jede Aufwendung stärkerer Mittel auf die Stellen auf, an denen diese wirklich passen, und vereinigt schlichte Formen mit dem Reichtum moderner Charakteristik. Wie zart weben in dem Vorspiel „Frühlings-Erwachen“ über einfachen Väßen leise Dissonanzen und sinnige Verwendungen instrumentaler Farben; wie kunstvoll erweitern sich die Gesänge zu Duetten usw., erst einfacher, dann bis zu den reichsten Verwicklungen. Größere Melodienzüge scheinen allerdings nicht Sache dieses Komponisten zu sein; und der Schluß mit seiner populär gedachten Haltung fällt ab. Und ein andermal möge Herr Blech auf Sprechstellen mit Musikbegleitung ganz verzichten; sie sind hier nur eine Störung.

Die Aufführung eines solchen graziösen und von aller äußerlichen Wirkung freien Werkes verlangt eine Durcharbeitung ins Feinste und einen durchaus leichtschwingenden Ton. Davon war nun recht wenig zu spüren. Man spürte auch nichts von einer bestimmten Auffassung. Sollen wir das Ganze als ein wahrscheinliches Stück Leben oder mehr als eine Skilierung hinnehmen? Fel. Kopka drängte als Nachbarin gänzlich zu einer solchen Auffassung hin. Principiell möchten wir ihr übertriebenes Spiel nicht durchaus ablehnen; und ihre Charakterisierung im einzelnen durch verschiedene Färbungen der Stimme ist ja, wo der Vollklang fehlt, auch noch etwas wert. Nur diese Werk und neben der natürlicheren Weise der andren Darsteller war dies ein Widerspruch. Fel. Charlotte Schloß (als Gast aus Hamburg) besitzt zwar nicht die hohe Gesangskunst von Frau Herzog, machte aber (neben dieser als Pächterin) ihr Möschchen recht gut. Herrn Jörn (Peter) und Herrn Nebe (Pächter) kennen wir bereits mit ihren tüchtigen, doch nicht eben sehr wohlklingenden Stimmen. Den letzteren möge die Regie doch daran mahnen, daß er (S. 4 des Textbuches) über den Anblick einer unermutet anwesenden Person auch wirklich im richtigen Augenblick erschrecken soll, nicht gerade dann, wann ihn die Musik dazu mahnt. —

Mineralogisches.

10. Was die Mineralogie in Martinique gelernt hat. Man kann wohl mit Recht sagen, daß die Wissenschaft noch niemals ein vulkanisches Ereignis so zu Forschungen ausgenutzt hat, wie die Ausbrüche des vorigen Jahres in Westindien. Die Reihe der Geographen und Geologen, die auf den Inseln Martinique und Sanct

Vincent studiert haben, entzieht sich fast einer vollständigen Aufzählung, und jetzt erfahren wir durch einen Vortrag von Lacroix vor der Pariser Akademie der Wissenschaften auch darüber etwas, was die Mineralogie an den dortigen Befunden gelernt hat. Um das wichtigste Ergebnis vorweg zu nehmen, muß hervorgehoben werden, daß in St. Pierre die Bausteine der Häuser verschiedentlich durch die Hitze des Vulkanausbruchs in einen Zustand zurückverwandelt wurden, der ganz die ursprünglichen Eigenschaften einer Lava aufwies. Die Wirkungen des furchtbaren Brandes vom 8. Mai sind von auffallender Ungleichartigkeit gewesen. Neben völlig zerstörten Gebäuden fanden sich oft solche, die fast ganz verschont geblieben waren. Auch die Dauer der Feuersbrunst war an den einzelnen Stellen verschieden. Namentlich die drei großen Kohlenlager der Stadt brannten fast ein Vierteljahr. Die wertvollsten mineralogischen Beobachtungen wurden an einem dieser Lager gemacht, das im äußersten Süden der Stadt St. Pierre lag. Das fragliche Gebäude war wie die meisten andern aus den vulkanischen Gesteinen der Umgebung errichtet. Als Mörtel war dazu ein Gemenge von Korallenkalk und Meeressand benutzt, welsch letzterer ebenfalls aus fein zerriebenen vulkanischen Ausbruchsmassen, namentlich Aschen, bestand. Der Mörtel wurde durch die außerordentliche Hitze in eine Art schwarzer Lava verwandelt, die in langen Strähnen oder als echte Stalaktiten an den Mauern herunterhing. Noch merkwürdiger war die Umwandlung der Bausteine selbst, an der man in ausgezeichneter Weise die allmähliche Ausbildung eines vulkanischen Gesteins studieren konnte. Ein solches besteht, wenn es nicht durch schnelle Abkühlung zu einer verhältnismäßig einformigen glasigen Masse erstarrt ist, aus einer sogenannten Grundmasse von sehr feinem Mineralgemenge und den Einsprenglingen, die sich als größere leicht bestimmbar Kristalle (namentlich aus Plagioklas, Augit und Hypersthen) darstellen. Durch die Erhitzung war nun die Grundmasse vollkommen geschmolzen, während die Einsprenglinge nur mehr oder weniger angegriffen waren. Die endgültige Beschaffenheit des Gesteins richtete sich, ganz wie bei den von Vulkanen ausgeworfenen Gesteinen, nach der Schmelzbarkeit der Abkühlung. Wo diese rasch erfolgt war, war die Grundmasse ein völlig einseitiges schwarzes Glas geblieben, während bei langsamer Abkühlung wieder eine gänzliche oder teilweise Kristallisation der Grundmasse eingetreten war. In letzterem Fall hatten die Bausteine demnach denselben Zustand angenommen, den sie vor der Katastrophe befehen hatten, trotz der starken Schmelzung durch die Hitze. Nur die an den Rändern angeschmolzenen und teilweise auch mineralogisch verwandelten Einsprenglinge sowie ihr Gehalt an Glaseinschlüssen bot dem kundigen Auge einen sicheren Anhalt für die auf das Gestein geschehene Einwirkung. Stellenweise schien es allerdings, als ob sich in diesen Gesteinen Einschlüsse einer andern Gesteinsart befanden, die doch nur aus einer Umschmelzung entstanden waren, so daß dadurch die Mineralogie zur Vorsicht in der Deutung solcher Einschlüsse von scheinbar fremdartiger Zusammensetzung ermahnt wird. Die aus dem Mörtel entstandene Lava war meist einem echten Basalt durchaus ähnlich, in dem weder das schwarze Glas noch das Mineral Olivin, der bekannteste Einsprengling des Basalts, fehlte. In derselben Sitzung der Pariser Akademie legte Moissan seine Untersuchungen über die von Lacroix in einer fumarole gesammelten Gasproben vor. Der Gasstrom hatte an der betreffenden Stelle etwa vier Monate angehalten und eine Temperatur von etwa 400 Grad befehen. Die chemische Analyse ergab die Gegenwart von Wasser, Spuren von Schwefel, etwas Salzsäure, Kohlenäure, Sauerstoff, Stickstoff und Argon, namentlich Kohlenoxyd, Wasserstoff und Sumpfgas. Der hohe Gehalt an Kohlenäure machte das Gas sehr giftig und erklärt hauptsächlich die große Zahl der bei der Katastrophe umgetommenen Menschen. —

Humoristisches.

— Dispens en gros. In einem bairischen Dorfe aßen an einem Freitag alle Bauern Fleisch. Ein frommer Mann stellte den Bürgermeister vor Rede. „Ja schauen S.“ sagte dieser, „da Herr Farrer giebt Dispens für zwoa Marl, da hat da Meyger das Geld glei für des ganze Dorf zahlt.“ —
 — Fein heraus. Sie: „Wenn Du heut wieder zu spät ins Bureau kommst, wird Dich Dein Chef noch hinauswerfen.“
 Er: „Kann er nich, hab' zuviel Vorshuf.“ —
 — Frühlingsakhen. „Jetzt wird's bald Summer werd'n.“
 „Freili, san ja d' Schwab'n scho da.“
 „A, dö dumma Viecher wiß'n nix; aber schau, der Toni schlägt dö Bierhänt auf.“ —
 („Simplicissimus“.)

Notizen.

— „Crainquebille“, ein sociales Gegenwartsbild von Anatole France, wurde bei der Aufführung im Pariser Renaissance-Theater beifällig aufgenommen. —
 — Glucks Oper „Orpheus und Eurydike“ geht am 7. April neueinstudiert im Opernhause in Scene. —
 — Eine (fragmentarische) Aufführung von Richard Wagners „Parsifal“ findet heute im Nouveau-Theater in Paris statt. —
 — Für Renoirs Bild „Die Frau mit dem Fächer“, das der Künstler vor 20 Jahren für 150 Fr. verkaufte, sind kürzlich bei einer Gemälde-Auktion in Paris von einem Kunsthändler 10 000 Fr. gezahlt worden. —